

richtig zuschlagen . . . es gibt nur eine Lösung: die Aktionen gegen die Maßnahmen der Regierung in der Stahlindustrie verstärken.“

Wenn Ende der Woche die lothringischen Arbeiter auf Paris marschieren, will KP-Chef Georges Marchais mit von der Partie sein.

USA

Feinde lieben

Nicht Mondale, sondern der schwarze Reverend Jesse Jackson stand nach der New Yorker Vorwahl als der eigentliche Sieger da: Er könnte sogar die Wahl zwischen Reagan und Mondale entscheiden.

Party-Plausch in Washington und anderswo in USA drehte sich um ein Hauptthema: „Jesse Jackson hat mir am besten gefallen.“ Und: „Nur Jackson hat mich überzeugt.“

So redeten viele Amerikaner nach der landesweit ausgestrahlten großen Diskussion der drei demokratischen Präsidentschaftsbewerber am vorletzten Mittwoch. Die Frage „Werden Sie nun Jackson auch wählen?“ aber pflegte weiße Bürger in Verlegenheit zu bringen: „Nun, das gerade nicht.“

Schwarze sind in den USA als exzellente Unterhalter anerkannt, haben – seit Martin Luther King – einen Ruf als Idealisten und Visionäre. Aber daß sie ein schweres Regierungsamt verantwortlich ausüben können, bezweifeln die meisten ihrer weißen Mitbürger.

Das spürte auch Jesse Jackson, nach Walter Mondale und Gary Hart der dritte Mann im Wettstreit um die demokratische Alternative zum regierenden republikanischen Präsidenten Ronald Reagan.

Zwar versucht Jackson eine „Regenbogen-Koalition“ aller Rassen, Religionen und Hautfarben anzusprechen. Aber bislang konnte er fast nur auf Amerikas Schwarze zählen, war seine Unterstützung unter den Weißen „minimal“ („The New York Times“).

„Ich kann nichts dafür“, hatte sich Jackson noch Ende März beklagt, „daß die Weißen . . . wenig von der Intelligenz und dem Fleiß schwarzer Menschen halten.“ Für sie sei es nach wie vor eine „moralische Herausforderung“, jemanden „nach seinem Charakter zu beurteilen und nicht nach seiner Rasse“.

Am letzten Dienstag haben einige Tausend weißer Amerikaner die moralische Herausforderung angenommen. Bei der Präferenzabstimmung der Demokraten im fast blütenweißen Bundesstaat Wisconsin entschieden sich zehn Prozent für den Schwarzen. Bei den Vorwahlen im Bundesstaat New York stimmten 26 Prozent der Wähler für Jackson, obwohl der Anteil der Farbigen an den regi-

strierten Demokraten nur ein Fünftel ausmacht.

Jackson blieb damit nur einen Punkt hinter Hart, der nun im Rennen gegen den New Yorker Sieger Mondale (45 Prozent) weit zurückgefallen ist. Und Jacksons Abschneiden ist die eigentliche Sensation.

„Wenn einmal die Geschichte (der New Yorker Vorwahl) geschrieben wird“, urteilte der Gouverneur des Bundesstaates, Mario Cuomo, der Mondale unterstützt hatte, „wird das längste Kapitel Jackson gewidmet werden. Der Mann hatte keinen Pfennig, keine Fernseh- und Radio-Anzeigen. Und schaut euch an, was er erreicht hat.“

Jackson erreichte in New York, daß 22 Prozent der Wähler spanischer Herkunft

Jackie Booker aus New Yorks verkommener South Bronx, „aber der Reverend Jackson ist der erste, der dort geblieben ist.“ Jackson schlief bei der Familie von Walter und Alice Willie. Die Hausfrau kochte ihm sein Lieblingsgericht: Hühnchen mit Reis, Soße und Broccoli.

Während Jackson bei den Willies speiste, flimmerte auf ihrem Fernseher ein 30-Minuten-Programm – bezahlte Werbung für den Konkurrenten Gary Hart. Da freute sich Anne Brown, eine Nachbarin, über den leibhaftig anwesenden Kandidaten Jesse Jackson: „Danke, daß Sie in unser Viertel gekommen sind. Mondale macht das nicht und Hart auch nicht.“

Die Willies und ihre Nachbarn sind schwarz. Sie gehören zu der Bevöl-



Wahlkämpfer Jackson: „Schaut euch an, was er erreicht hat“

und sieben Prozent der Weißen für ihn stimmten. Offenbar zahlte sich der Einsatz außerhalb der schwarzen Gemeinschaft aus – auch in Form von kostenloser Publicity:

Der schwarze Kandidat übernachtete bei einer Latino-Familie, speiste in New Yorks Chinatown mit Stäbchen; er begrüßte Homosexuelle als diskriminierte Brüder und erwarb sich die Sympathien der Atomkraft-Kritiker, als er am Jahrestag des Unfalls vor dem Reaktor von Three Mile Island bei Harrisburg auftauchte und sich im strömenden Regen zu den Demonstranten stellte.

Jackson zeigt bei seinen Auftritten mehr Einsatz als die anderen Präsidentschaftsbewerber. „Ich sah, wie Jimmy Carter in die Charlotte Street kam und nach ihm Ronald Reagan“, erzählt

kerungsgruppe, die Jackson mobilisiert hat wie nie zuvor ein US-Politiker: Letzten Dienstag in New York gingen fast doppelt so viele Schwarze zu den Vorwahlen wie 1980 zur Präsidentschaftswahl. Und 81 Prozent stimmten für Jackson.

Das ist um so bemerkenswerter, als sich das schwarze Establishment der Demokraten weitgehend für Mondale ausgesprochen hatte – etwa die King-Witwe Coretta, Andrew Young (der einstige Uno-Botschafter der USA und heutige Bürgermeister von Atlanta) und in New York die führende schwarze Zeitung „Amsterdam News“.

Doch Jackson versteht die Massen anzusprechen. Er kennt und nutzt die mitreißenden Effekte der schwarzen Revival-Gottesdienste:

- ▷ Auf seinem „Kreuzzug“ zur Registrierung der Wähler im vergangenen Jahr erzählte er seinen dicht zusammengedrängten Zuhörern von Moses, der das Meer teilte, um die Gemeinde ins gelobte Land zu führen. Dann teilte Jackson die Menge, indem er die Anwesenden aufforderte, in der Mitte eine Gasse freizumachen, damit sich die noch nicht als Wähler Eingetragenen zur Registrierung nach vorn begeben konnten.
- ▷ Vor der New Yorker Wahl am 3. April erinnerte Jackson bei Auftritten in Kirchen an die Ermordung Martin Luther Kings am 4. April 1968: „Das war die Kreuzigung unseres Helden. Und fast auf den Tag genau 16 Jahre später könnt ihr zu seiner Wiederauferstehung beitragen, wenn ihr zur Wahl geht und die richtige Entscheidung trifft.“ Natürlich war das die Stimmabgabe für Jackson.

Übereifrige Bewunderer nennen ihren Jackson auf seinen Wahlveranstaltungen „Prophet Preacher“ oder gar „Mr. President“. Präsident kann er nicht werden, nicht mal Präsidentschaftskandidat, aber zum Präsidenten-Macher ist der schwarze Reverend inzwischen aufgestiegen:

Sogar wenn es dem derzeit sicher führenden Mondale gelingen sollte, bis zum Parteitag in San Francisco genügend Delegierte für die Nominierung auf sich zu vereinigen, ist er von Jackson abhängig. Denn auch ein Mondale, der ohne Jacksons Hilfe zum offiziellen Kandidaten der Demokraten gewählt wird, muß mit Jackson Kompromisse schließen. Sonst wird der Reverend seine Millionen Wähler am 6. November nicht zum Wahlgang mobilisieren – und so wohl die Wiederwahl Ronald Reagans garantieren.

Zu den Kompromissen rechnet Jackson nicht die Berufung zum Vizepräsidenten oder auch nur auf einen Kabinettsposten („Einer muß von draußen aufpassen“), sondern vor allem Zustände im Wahlrecht, die es den Schwarzen ermöglichen sollen, eine größere Rolle im öffentlichen Leben zu spielen als bisher.

Bislang haben weder Mondale noch Hart eindeutig zu erkennen gegeben, daß sie sich solchen Forderungen anschließen wollen. Bei der Fernsehdiskussion vorletzte Woche attackierten die beiden einander so vehement, daß sich Jackson als staatsmännischer Vermittler profilieren konnte.

Der Reverend machte zudem Punkte bei schwarzen wie weißen Amerikanern, weil er als einziger den Heiland in die Debatte brachte. Während Mondale und Hart – im Wettstreit um jüdische Stimmen – die palästinensischen Terroristen verurteilten, verkündete Jackson: „Jesus sagte . . . wir sollen unsere Feinde lieben. Was lehrt uns das? Wenn du deinen Feind liebst, betrachtest du ihn, nimmst dich seiner an und bekehrst ihn womöglich sogar.“

WIRTSCHAFTS-KOMMENTAR

Alles normal

Von Wolfgang Kaden

In dieser Woche werden 21 Finanzminister nach Washington fliegen – zu einem Treffen, das etliche der Anreisenden als überflüssig erachten. Man könne in diesem Jahr durchaus auf die Frühjahrstagung des Internationalen Währungsfonds verzichten, hatten einige Minister aus den Industriestaaten im Februar gemeldet. Es gebe nichts Wichtiges zu bereden.

Alles normal auf der internationalen Finanzszenen?

Dem argentinischen Finanzminister Bernardo Grinspun gebührt Dank dafür, daß er rechtzeitig vor dem Washingtoner Termin diesen Irrtum ausgeräumt hat. Der Argentinier tat dies auf höchst wirksame Weise: Bis zuletzt zögerte er die Zahlung der zum 31. März fälligen Zinsen auf

es, so schätzt Rådecke, 360 Milliarden US-Dollar sein.

Das muß auch so sein, nach den Gesetzen der Geldwelt. Weil die armen Südamerikaner ihr gepumptes Geld nicht abstottern können, greifen die Bankiers zum Mittel der Umschuldung. Und das heißt: Die Rückzahlungen werden erst einmal für fünf bis neun Jahre ausgesetzt.

Viele Länder können allerdings noch nicht einmal die Zinsen aufbringen, die natürlich auch für die umgeschuldeten Kredite fällig sind. Die müssen sie sich dann durch neuen Pump besorgen, so wie es jetzt die Argentinier taten. Meist sind dabei auch die Bank-Profis zur Stelle: Sie gewähren ihren Schuldnern neue Kredite – um sich selbst das Geld, in einem internen Umbuchungsvorgang, sogleich wieder als Zinserträge gutschreiben zu können.

Wenn es auch ansonsten in der Wirtschaft an Wachstum mangelt, bei diesem Monopoly sind noch Traumquoten zu erreichen. Zinsen sind auf Zins-Kredite zu zahlen, das Schuldenrad dreht sich immer schneller.

Mit einer schlichten Zinseszinsrechnung läßt sich ermitteln, wohin solches Wirtschaften führt: In sechs bis sieben Jahren hat sich die Schuld der Lateinamerikaner verdoppelt.

Alles normal? Die betroffenen Länder zwingen unter dem Schuldendruck ihre Bevölkerung zu immer mehr Einschränkungen; die Industriestaaten erleben, daß die ausgepöhlten Länder ihre Einkäufe um ein Drittel zurückdrehen. Im übrigen ist mit dem Hamburger Zentralbankpräsidenten Wilhelm Nölling zu fragen, „wie lange das internationale Finanzsystem in der Lage ist, einen solchen Tanz auf Messers Schneide nervlich durchzuhalten“.

Ewig gewiß nicht. Statt den Schuldenberg immer höher zu schütten, müßten die Gläubiger-Länder alles daransetzen, ihn abzutragen.

Wie auch immer Manager und Minister das Problem banktechnisch lösen; wer auch immer letztendlich zahlen muß (Regierungen, Banken oder beide): An einem Schuldenerlaß – auf viele Jahre gestreckt – kommen die Geldgeber aus dem wohlhabenden Norden nicht mehr vorbei.

Erst danach könnten die Finanzminister vielleicht einmal eine Frühjahrstagung des Weltwährungsfonds ausfallen lassen.

„Die globale Schuldenkrise wird täglich schlimmer“

Argentiniens 43 Milliarden Dollar Auslandsschulden hinaus.

Erst wenige Stunden vor dem Schlußtermin schickte Grinspun die fälligen 500 Millionen Dollar los. 400 davon hatte er sich gepumpt.

Die Aufregung in der Gilde der Geldhändler war groß. Es schien ja nicht ausgeschlossen, daß aus Argentinien kein Geld kommen würde – und daß die Regierenden aus Buenos Aires auf dem Kontinent bald Nachahmer fänden. Irgendwann hätten dann die Lateinamerika-Kredite in den Bankbilanzen für uneinbringlich erklärt werden müssen. Große US-Banken wären bald darauf gezwungen, den Bankrott zu erklären.

Es gibt schon Wichtiges zu bereden, in Washington: Die globale Schuldenkrise ist mitnichten beseitigt, sie wird täglich schlimmer.

Der Hamburger Bankier Albrecht C. Rådecke, Vorstandssprecher der Deutsch-Südamerikanischen Bank, bot kürzlich eindrucksvolle Zahlen dar. Der gesamte Pump Lateinamerikas war Ende letzten Jahres auf 335 Milliarden Dollar gestiegen – ein Jahr vorher waren es noch 20 Milliarden weniger. Ende dieses Jahres werden